

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst  
**Band:** 27 (1937)  
**Heft:** 36

**Artikel:** O du, vor dem die Stürme schweigen  
**Autor:** Geibel, Emanuel  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-643989>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 22.12.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Die Berner Woche in Wort und Bild

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Nr. 36 - 27. Jahrgang

Verlag: Berner Woche, Bern

4. September 1937

## O du, vor dem die Stürme schweigen

Von Emanuel Geibel

O du, vor dem die Stürme schweigen,  
Vor dem das Meer versinkt in Ruh,  
Dies wilde Herz nimm hin zu eigen  
Und führ' es deinem Frieden zu;  
Dies Herz, das ewig umgetrieben,  
Entlodert allzurash entfacht,  
Und ach, mit seinem irren Lieben  
Sich selbst und andre elend macht.

Entreiß, o Herr, dem Sturm der Sinne,  
Der Wünsche treulos schwankem Spiel;  
Dem dunklen Drange seiner Minne,  
Gib ihm ein unvergänglich Ziel;  
Auf daß es, los vom Augenblicke,  
Von Zweifel, Angst und Reue frei,  
Sich einmal voll und ganz erquicke  
Und endlich, endlich stille sei.

## Heinrichs Romfahrt

ROMAN von J. C. HEER

7

Ehe die Maiglöckchen in dem grünen Glas auf seinem Arbeitstisch im Siebelstübchen völlig verwelkt waren, stak er schon wieder in der Mühle und brachte am Abend der Mutter etliche Stücke silberweißer Meschen und rotgetupfter Forellen mit heim. Sie buck ihm die Fische; als er aber sie und die Schwester etwas gönnerhaft zum Zugreifen einlud, da sagte sie abweisend: „Mein, is du! Ich mag nichts, was von der Oberaacher Mühle stammt; ich könnte auch nie wieder hingehen; dir aber wehre ich es nicht; ich begreife, daß du an der Mühle und der Oberaach hängt!“

Die Weigerung der Mutter, deren Stolz es früher gewesen war, ihren Gästen mit einem Forellengericht aufzuwarten, machte auf ihn einen tiefen Eindruck; die tapfere, schweigsame Frau mußte in der Erinnerung mehr zu überwinden haben, als sie die Kinder ahnen ließ.

Auch jetzt noch hatte sie vor ihnen halbverborgen mancherlei Kämpfe zu bestehen. Obwohl sie selten unter die Menschen trat, und wenn es geschah, mit einer Zurückhaltung, die ihr viele als Stolz auslegten, so fehlte es ihr doch nicht an heimlichen Freiern. Denn sie war noch stets eine stattliche Frau mit einer Krone dicker Zöpfe, und die Herbheit ihres Gesichtes und ihrer Redeweise wurde gemildert durch die still redenden Augen, die in Freude oder Leid stets noch eines verhaltenen Feuers fähig waren. Selbst einer seiner Lehrer bemühte sich lange und aufmerksam um sie. Sie aber ließ alle abgleiten, den Lehrer wohl mit schwerem Herzen. Warum? — Darüber sprach sie mit den Kindern nie; aber als Heinrich einmal zu seinem alten Vetter Gebhard auf Ferienbesuch ging, erhielt er die Aufklärung.

„Das tut die Mutter dir und Else zulieb“, verriet ihm der Vetter mit klugem Lächeln. „Sie hat stets noch einen hübschen Posten Geld. Würde sie sich nun wieder verehelichen, so schenkte sie wohl dem andern Manne auch wieder Kinder, und ihr Vermögen ginge einmal bei ihrem Tod in mehr Teile als jetzt. Das will sie nicht, sondern Else, wenn sie Braut wird, mit einer schönen Aussteuer begaben und dich auf dem Stift in Tübingen studieren lassen, wozu ja deine Fähigkeiten und dein Fleiß ermuntern!“

So, nun wußte Heinrich um die Absichten der Mutter und daß sie bei aller äußeren Herbheit ein herrlich gutes Weib war.

Sie duldete seine häufigen Besuche in der ehemaligen väterlichen Mühle ohne Widerspruch. Daß sie aber von den Fischen, die er gefangen hatte, nie eine Gabel kostete, war ihm ein tiefer, heimlicher Verdruß, der sie ihm selber nicht mehr schmecken ließ. Und doch war mancher stattliche Hecht dabei.

Indessen bedurfte es eines besondern Anlasses, bis er die Anglerei, in der er sich allmählich eine große Geschicklichkeit erworben hatte, aufstreckte.

Er hatte an einem schwülen Abend, der einen guten Fang versprach, seine Blinkangel an einer tiefen Stelle des Mühlekanals auf Hechte ausgeworfen. Statt eines Hechtes aber biß eine Trüsche an, ein in der Oberaach äußerst seltener Fisch. Indem er die Angelschnur bald ablaufen ließ, bald an sich zog, ermüdete er das Tier und warf es mit starkem Schwung aus dem Wasser auf die Wiese. Der Fisch, der wütend um sich schlug, war ein Prachtkerl von etlichen Pfunden, mit dem unförmlich großen Groppenkopf und der feuchtglänzenden, gelb und schwarz